



HERBERT MEIER · ZÜRICH

«DAS ERHOFFTE WILL SEINE ZEIT»

Gedicht und Nachsatz

Mitten im Sommerweizen

Mitten im Sommerweizen,
unter schattenden Ölbäumen
kam er,
eine Erscheinung aus der Stille,
schattenlos aufrecht
der Grieche Irenäus,

mich wiederzuerinnern
an seine frühe Erkenntnis,
die er aus einer Abschrift
über den Gott gewann,
der für eine kleine Weile
herabgekommen war, offenbar,
wie sie damals noch glaubten;
auch Irenäus.

Er, der nach wenigen Worten,
im Sonnenspiel der Bäume
verschwand und mich liess
mit der brennenden Einsicht
ins Unwahrscheinliche.

Nach langen Wanderungen
an den sanften Hängen der Rhone
blühend weiss ein Aprikosenbaum;
aus den kommenden Früchten
las er das Gesetz
von der reifenden Geduld
aller Dinge.

Das Erhoffte will seine Zeit.

Er sah, wie am Ende
 in fahlen Gläsern
 flimmernd und bunt
 ein esoterischer Schein
 zerbricht und ausfließt
 in namenlose Städte,
 wo man Jenseitreisen bucht
 und längst alles Aufgeklärte
 ins wachsende Dunkel absank;
 und andere Propheten und Madonnen
 laut verzückt hallelujah singen,
 während das Wort selbst
 seine Sonne verliert.

Wieder aufleuchten wird Es
 im frühen Lichtschein
 jenes jungen Baums, unweit von Lyon,
 wo ich es sah
 auf einer Fahrt mit den Kindern
 frühlinghaft das WORT,
 das menschlich wurde.

NACHSATZ

Wo die Prosa im allgemeinen Verhältnisse benennt und kommentiert, haben Gedichte das Vorrecht, von Anspielungen und enigmatischen Bildern zu leben. Wenn ich hier nun versuche, diesem Gedicht einen Nachsatz anzufügen, dann keineswegs in der Absicht, es zu erklären. Vielmehr möchte ich den Bereich einzelner Verse mit allusiven Gedanken umschreiben.

«...schattenlos aufrecht / der Grieche Irenäus,» endet die erste Strophe des Gedichts. In der letzten Strophe enträtselt der kurze Hinweis «unweit von Lyon», um wen es sich handelt, um Irenäus von Lyon. Eine Figur, aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, in Kleinasien geboren, und wie man



weiß, seit 177 n. Chr. Bischof von Lyon. Er soll als Kind noch dem greisen Polykarp, einem Schüler des Evangelisten Johannes, begegnet sein. Um 180 n. Chr. schreibt er unter dem Titel *Adversus Haereses* fünf Bücher zur Entlarvung und Widerlegung der sogenannten Gnosis.

Das Wort Gnosis bedeutet bei Paulus noch «Erkenntnis». Im Brief an die Kolosser schreibt er von der «Erkenntnis Gottes», an die Epheser von der «Erkenntnis des Sohnes Gottes.» Dann wird «Gnosis» zum Sammelwort für spätantike Geheimlehren; gegen diese richten sich die Schriften des Irenäus. Heute versteht man unter Gnosis oder Gnostizismen ganz allgemein esoterische Strömungen. Das Gedicht «Mitten im Sommerweizen» spielt im ersten Teil im Sinne des Irenäus auf die christushafte Erkenntnis, in der vierten Strophe auf esoterische Phänomene von heute an.

Die Figur des Irenäus und seine Begegnung mit einem lyrischen Ich, das sich durch ihn wiedererinnert, bilden den Gehalt des Gedichts. Es zählt zu einer neuen Reihe von größeren Gedichten, die ich mit «Oden»¹ (im Sinne einer frei rhythmischen Versform) bezeichnet habe. Die lyrische Atmosphäre, in der die Wiedererinnerung an Irenäus geschieht, möchte ich nicht näher beschreiben. Aus ihr kann der Leser den Gehalt der einzelnen Ereignisse, die das Gedicht hervorruft, wahrnehmen und auf seine subjektive Weise sehen und verstehen.

In der dritten Strophe ist die Rede «*von der reifenden Geduld aller Dinge*». Das spielt auf die Anthologie mit Texten aus den fünf Büchern *Adversus Haereses* des Irenäus von Lyon an, die Hans Urs von Balthasar unter dem Titel *Geduld des Reifens*² übertragen und herausgegeben hat. Das kleine Buch war für mich eine der ersten theologischen Lektüren. Im Vorwort schildert Balthasar den mythologischen Jahrmarkt der Gnostizismen aus dem zweiten Jahrhundert, was sich *mutatis mutandis* unschwer auf heutige Zeitverhältnisse übertragen ließe. Zu den Göttermythen von damals treten heute unter anderem wissenschaftliche Lehren, die oft fraglos das Denken beherrschen. Damals gab es den widergöttlichen «Demiurg», der gegen den Willen des Urvaters die irdische Welt, das Schicksal und eine eigene Gerechtigkeit schuf. Er wird aber von einem Abgesandten des Urvaters überlistet, der auf der Erde erscheint und dort wenige Auserwählte in die höchsten Mysterien einweihet und sie erlöst. Nach einer andern Mythe verirrt sich die Gottestochter «Sophia» aus der göttlichen Fülle auf die Erde. Über ihren Abstieg vergießt sie Tränen und aus ihren Tränen bildet sich die Materie. Zuletzt wird sie von dem Christus erlöst und mit ihr andere höhere Geisteseele. Markion von Sinope (85–160 n. Chr.) identifiziert in seiner Lehre den Demiurgen mit dem Jahwe der hebräischen Bibel und den Erlösergott mit Christus. Die mythologische Imagination kennt keine Grenzen, damals nicht, heute nicht. Irenäus setzt ihr die Klarheit seines Wissens um

einen Gott entgegen, dessen Wort erschienen ist. Er klärt das alles auf im Licht des einen Geheimnisses: Gott-Mensch.

Da stehen denn bei ihm Sätze wie: «Sohn des Menschen ward Er, dass er den Menschen eingewöhne, Gott zu empfangen, und dass Er Gott eingewöhne, im Menschen zu wohnen.» Oder: «Und wäre der Mensch nicht mit Gott vereint worden, so hätte er der Unvergänglichkeit nicht teilhaft werden können. So bedurfte es des Mittlers Gottes und der Menschen, der durch Seine eigene Verwandtschaft mit beiden sie zu Freundschaft und gleicher Gesinnung zurückführe, und der die Menschen Gott vorstellte, Gott aber den Menschen erkennbar machte.»

«...mit der brennenden Einsicht / ins Unwahrscheinliche»

Die Wiedererinnerung an Irenäus und seine «Erkenntnis» mündet für das lyrische Ich in die Erfahrung der Inkarnation eines Gottes, die es als «das Unwahrscheinliche» erlebt. Die Entfremdung, die mittlerweile zwischen jenem ursprünglichen Glauben und uns eingetreten ist, rückt jene «frühe Erkenntnis» ins Imperfekt («wie sie damals noch glaubten»). Das Ich des Gedichts aber wird durch Irenäus, der ihm zwischen Ölbäumen im Sommerweizen erscheint, «nach wenigen Worten» zur «Einsicht / ins Unwahrscheinliche» gebracht. Es empfindet buchstäblich ein *feu sacré*. Die «Erkenntnis» dessen, was es gesehen hat, brennt wie Feuer in ihm.

Über das spirituale Gedicht

An dieser Stelle möchte ich versuchen, etwas über das spirituale Gedicht zu sagen. Es ist zweifellos ein Wagnis in der heutigen Zeit. Wenn man aber wie der Gedichteschreiber in meinem Gespräch *An einem Sommerabend*³ findet, «es handle sich beim Gedichtelesen eher um Meditation» und Gedichte seien «Gegenstände zeitgemäßer Meditation», bekommt solche Lyrik ihren Sinn, ganz gleich wie der literarische Zeitgeist gerade weht. Gedichte werden von Erfahrungen, Imaginationen und Ideen des Gedichteschreiber fermentiert, ihre Sprache aber löst alle Subjektivitäten auf. Sie macht das Gedicht «heautonom», und dort umso mehr, wo es aus Bereichen des Glaubens spricht an das inkarnierte Wort eines Gottes, der Sprache hat und sich offenbart. Es wird nicht Dogmen und Evangelien nachverkünden wie Homilien, Apologien und theologische Traktate. Der Glaube wirkt allenfalls als Ferment im Sinne des Gleichnisses vom Sauerteig (Mt 13,33). Man könnte auch sagen, er wirke enzymatisch. Enzyme sind bekanntlich intrazelluläre und hochmolekulare Stoffe, die den Stoffwechsel in uns katalytisch steuern. Sie versorgen unsere Zellen und entfernen toxische Stoffe. Sie bringen Prozesse im Gang, die zum Gewinn der Energien führen, die unser Organismus



braucht. Diese Beschreibung ließe sich selbst wie ein Gleichnis lesen. Nach dem Physiker Hans-Peter Dürr spricht auch die Wissenschaft nur in Gleichnissen.⁴

Elemente des Glaubens im Gedicht wären demnach intrazellulär, d.h. innerhalb der Worte und einzelner Verse katalytisch wirksam; sie würden die wechselnden Bedeutungen innerhalb des Gedichts lenken und im Leser Prozesse auslösen, die seinen Geist aufrichten; die toxischen Gedanken entfernen und Kräfte der Hoffnung erwecken.

Das Irenäus-Gedicht spricht von der Hoffnung. Aus den Blüten und Früchten des Aprikosenbaums «an den sanften Hängen der Rhone» liest Irenäus «das Gesetz von der reifenden Geduld aller Dinge.» Dieser Beobachtung entspringt dann eine Einsicht wie «Das Erhoffte will seine Zeit.»

«...und bunt/ein esoterischer Schein zerbricht...»

In der vierten Strophe scheinen die «gnostischen» und esoterischen Bewegungen von damals und heute auf. Irenäus erlebt ihr Zerbrechen und ausfließen «in namenlose Städte», wobei man das Wort «namenlos» in seiner Doppelbedeutung lesen kann: es meint unbekannte wie zahllos viele Städte. «Les Lumières» hieß einmal das Zeitalter der Aufklärung. Doch was einmal aufgeklärt war, wird heute esoterisch verdunkelt. Auf dem religiösen Supermarkt der Gegenwart wird allerlei angeboten, das Meiste uralt wie Reinkarnationen, Jenseitsreisen, Ekstasen und Sternenlesen, sodann buddhistische, hinduistische und christliche Derivate. Neu sind gewisse Idolaterien, etwa der Mode- und Life style-Göttinnen, Pseudoliturgien in Massenkonzerten, ein offener Sexismus rundum, eine mediokratische Einflussnahme über alles Meinen und Denken. Ein globales Chaos, in dem Alles und Jedes gilt und die entsprechenden Toleranzen fordert. Das alles hat, wenn man so will, einen «gnostischen» Touch.

Die letzten zwei Verse der gleichen Strophe: «...während das Wort selbst / seine Sonne verliert.» sprechen zweierlei an. Zum einen die Sprache ganz allgemein. Sie verliert in dieser Zeit und ihrem Massengerede nach und nach ihre erhellenden Möglichkeiten. Die monochrome Rede der öffentlichen wie der virtuellen Kommunikation hat es in sich, die Verhältnisse zu verunklären. Zum andern verliert «das Wort selbst», der Logos, im globalen Einerlei seine Strahlkraft, und er könnte doch, so die Hoffnung von wenigen, diese Welt erhellen und zugleich überwinden.

«Wieder aufleuchten wird Es...»

In der letzten Strophe bekennt nun das lyrische Ich angesichts «jenes jungen Baumes, unweit von Lyon», an dem Irenäus vorübergegangen war, die

Gewissheit, dass es vom «Unwahrscheinlichen» getroffen worden ist. Dieses Unwahrscheinliche ist die Menschwerdung jenes Gottes, von dem Irenäus, wie es am Anfang heißt, «seine frühe Erkenntnis» gewonnen hat, und zwar «aus einer Abschrift» des Evangeliums.

Das Gedicht verbindet Ungleichzeitiges miteinander zu *einer* Gestalt. Das lyrische Ich berichtet zunächst von einer imaginären Begegnung und von der Wiedererinnerung an ein Erscheinen Gottes im Menschen «für eine kleine Weile». Es selbst begegnet Irenäus, noch ohne zu glauben, was «sie damals (unmittelbar nach Christus) noch glaubten». Dann aber, nach dem Vorübergang des Lehrers und den wenigen Worten, die er über jenes Unwahrscheinliche sagt, wird dem Ich das Ungegläubte zur «brennenden Einsicht». Begegnung, Wiedererinnerung und Einsicht sind innere meta-noetische Ereignisse. Danach wird von «Wanderungen» des Irenäus erzählt. Er kommt zu einem blühenden Aprikosenbaum, den das lyrische Ich zu einer spätern Zeit zu Gesicht bekommt. In Gegenwart seiner Kinder erlebt es das wiedergefundene WORT «frühlingshaft» und neu. Der junge Galiläer, der ferne Christus, möchte, wer weiß, in jener Naivität, wie Irenäus ihn sah, wieder entdeckt werden. Das kann auch die hoffende Aussage eines Gedichtes sein.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. HERBERT MEIER, *Gesammelte Gedichte*. Mit einem Essay von Alois M. Haas, Freiburg i. Br. 2003.

² IRENÄUS, *Geduld des Reifens*. Auswahl und Übertragung Hans Urs von Balthasar (Sammlung Klosterberg, Europäische Reihe), Basel 1943. Wieder aufgelegt: Irenäus, *Gott in Fleisch und Blut. Ein Durchblick in Texten*. Ausgew. u. übertr. von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 3. erw. Aufl. 1981.

³ In: H. MEIER, *Gesammelte Gedichte* (s. Anm. 1).

⁴ HANS-PETER DÜRR, *Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen. Über die neue Beziehung zwischen Religion und Naturwissenschaften*, Freiburg i. Br. 2008.